

INDES

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT



KRISEN – CRASHS – DEPRESSIONEN

Franz Walter **Ruhe im Sturm?** Sabine Maasen / Barbara Sutter **Spiel mir das Lied
von der Krise** Robert Misik **Auf der Suche nach dem guten Kapitalismus**
Interview mit Markus R. Pawelzik **Ausgebrannt!** Andrea Roedig **Die Begriffsdrachen
der Geschlechterforschung** Lars Geiges **Occupys Alltag**

Die Sozialdemokratie in Europa – eine Zustandsbeschreibung

Felix Butzlaff / Matthias Micus /
Franz Walter (Hg.)

Genossen in der Krise?

Europas Sozialdemokratie auf dem Prüfstand

2011. 302 Seiten, kartoniert

€ 19,99 D

ISBN 978-3-525-38000-0

E-Book ISBN 978-3-647-38000-1



Ist die sozialdemokratische Parteienfamilie in Europa für die Zukunft gerüstet?

Die sozialdemokratischen Parteien Europas befinden sich in einer tiefen, von Stimmenverlusten und sinkenden Mitgliedszahlen geprägten Krise. Während die Mitgliedsstaaten der EU noch Ende der 1990er Jahre überwiegend von sozialdemokratischen Regierungschefs geführt worden waren, ist ihr Anteil im Jahr 2010 auf fünf von 27 EU-Ländern zusammengeschmolzen. Wie die Sozialdemokratie auf diese Krise reagieren kann und welche neuen Wege sich aus einer zunehmend globalisierten Welt ergeben, beantworten die Autoren des Buches unter der Leitung des profilierten Parteienforschers Franz Walter. Dieses erstmalig die gesamteuropäische Situation umfassende Buch, das zunächst als regelmäßige Artikelfolge in ZEIT ONLINE erschien, ist unentbehrlich für die Diskussion um den radikalen Wandel aktueller Lebens- und Arbeitsbedingungen.

EDITORIAL

≡ Matthias Micus / Katharina Rahlf

»Wer heute eine Zeitung aufschlägt, stößt auf den Ausdruck Krise.« Dieser vermeintlich aktuelle Satz entstammt einem französischen Lexikon des Jahres 1840. Das ist kein Zufall. Schließlich meint Krise der ursprünglichen Wortbedeutung zufolge »auswählen« und bezeichnet den Zwang zur – unwiderruflichen – Entscheidung zwischen zwei konträren Alternativen. Entscheidungen, die nicht zurückgenommen werden können, enthalten allerdings die Gefahr folgenreicher Fehlentschlüsse. Dem Ausdruck Krise haftet daher seit jeher etwas Bedrohliches an. »Er indiziert«, so fährt der mehr als 170 Jahre alte Lexikonartikel fort, »Unsicherheit, Leiden und Prüfung und verweist auf eine unbekannte Zukunft«. Dieser Aspekt, dieses Leiden unter und infolge einer Krise, kommt in mehreren Texten des vorliegenden Heftes zum Ausdruck, in der eher abstrakten Analyse über den Begriff der Krise ebenso wie in den essayistischen Inspektionen zu Frankreich, Spanien und Island.

Einerseits. Andererseits sind Krisen in ihrer Wirkung durchaus ambivalent. »Jeder kleine oder große Fortschritt besitzt seine Krise«, wie der belgische Ökonom Gustave de Molinari ebenfalls noch im 19. Jahrhundert betonte. Auffällig ist in der Tat, dass insbesondere von den bedeutenden Wirtschaftswissenschaftlern etliche den Segen oder zumindest die unspektakuläre Normalität von Krisen hervorhoben. Krisen haben jedenfalls vielfache ökonomische Implikationen, für gewöhnlich nehmen sie auch in wirtschaftlichen Entwicklungen ihren Ausgang. Doch wer würde schon behaupten, die Finanz- oder die Wirtschaftskrise in ihrem ganzen Ausmaß zu verstehen? *Robert Misik* und *Nikolaus Kowall* bieten Erklärungen an.

Doch beschränken sich die Effekte der Krisen nicht allein auf den ökonomischen Sektor, sondern beeinflussen ebenso die Alltagskultur, die Zukunftserwartungen und Mehrheitsmentalitäten. Auch gibt es ganz individuelle Krisen, psychisch bedingt, im Schicksal einzelner begründet. *Markus R. Pawelzik* zeigt eindrücklich, dass Krisen sowohl zu Depressionen führen als auch eine neue Stärke begründen können – abhängig von individuellen Eigenschaften und Verarbeitungskompetenzen. Ob Krisen bspw. Kreativität befeuern oder lähmen, darüber stellt *Wolfgang Martynkewicz* anhand skizzenhafter Künstlerbiografien einige Gedanken an. Ob und wie sich schließlich politische Macht und psychisches Elend vertragen, dem geht *Franz Walter* in seinem Portrait über Heinrich Brüning, den »Hungerkanzler in tiefster Depression«, nach.

INHALT

1 Editorial

≡ Matthias Micus / Katharina Rahlf

KRISEN – CRASHS – DEPRESSIONEN

>> ANALYSE

6 Ruhe im Sturm?

Deutungsverlust und Demokratieschwund in der Krise

≡ Franz Walter

13 Über den Begriff der »Krise«

Eine historisch-semanticke Skizze

≡ Michael Makropoulos

21 Auf der Suche nach dem guten Kapitalismus

Volksbildung à la »Rotes Wien«

≡ Robert Misik

30 Die Volkswirtschaft ist eine Non-Profit-Organisation

Warum Deutschland unter seinen Verhältnissen lebt

≡ Nikolaus Kowall

39 Leiden und Größe?

Die Ursprünge außergewöhnlicher Kreativität

≡ Wolfgang Martynkewicz

47 Spiel mir das Lied von der Krise

Über Krisenbewältigungskompetenzen

≡ Sabine Maasen / Barbara Sutter

>> INTERVIEW

56 Ausgebrannt!

Warum wir nicht leisten können, was wir uns selbst abverlangen

≡ Interview mit Dr. Markus R. Pawelzik

>> INSPEKTION

67 Frustrierte Bonvivants

Über Frankreich in der Krise

≡ Daniela Kallinich

73 Gehen oder bleiben?

Die Emigration junger Spanier während der Krise

≡ Laura Fernández de Mosteyrín

- 82 **Nach dem Crash**
Krisenmanagement in Island
≡ Eiríkur Bergmann
- >> **PORTRAIT** 93 **Hungerkanzler in tiefster Depression**
Der katholische Preuße Heinrich Brüning
≡ Franz Walter
- PERSPEKTIVEN**
- >> **STUDIE** 108 **Occupys Alltag**
Erkenntnisse über Protestcamps und Basisdemokratie
≡ Lars Geiges
- >> **INSPEKTION** 116 **Monologe in der Echo-Kammer**
Wisconsin und die ideologisch-geographische
Balkanisierung Amerikas
≡ Torben Lütjen
- >> **KONZEPT** 128 **Meister der Begriffsdrachen**
Die sprachlichen Untugenden der Geschlechterforschung
≡ Andrea Roedig
- 136 **Wie der Soziologe Journalist wurde**
Die Chicago School of Sociology als Nukleus einer neuen
Betrachtung gesellschaftlicher Modernitätskrisen
≡ Felix Butzlaff/Karin Schweinebraten

INTERVIEW



AUSGEBRANNT!

WARUM WIR NICHT LEISTEN KÖNNEN, WAS WIR UNS SELBST ABVERLANGEN

≡ Interview mit Dr. Markus R. Pawelzik

Herr Dr. Pawelzik, Sie sind bekennender »Burnout-Skeptiker«. Warum?

Glaubt man den medialen Botschaften der letzten Jahre, so leben wir in einer furchtbaren Gesellschaft: *Wir arbeiten uns krank!* Wir sind gehalten, immer größeren, immer dichterem und vor allem ständig gegenwärtigen Arbeitsanforderungen zu genügen. Folge dieser Situation ist, so wird suggeriert, eine Epidemie *arbeitsbedingter* chronischer Erschöpfung, die man neuerdings »Burnout« nennt.

Bei dem Versuch, diese Behauptungen nachzuvollziehen, stimmen mich unter anderem die folgenden Beobachtungen skeptisch: *Erstens*, wir arbeiten heute weniger als Vorläufergenerationen, haben mehr Freizeit und Urlaubsanspruch, genießen mehr sozialstaatliche Unterstützung und leben nachweislich immer länger. *Zweitens*, ich kenne Leute, die sehr viel arbeiten, sich zudem bei jeder Gelegenheit noch mehr aufladen und zugleich vor Vitalität strotzen. Dem gegenüber leiden allerdings auch Rentner, Sportler, Arbeitslose oder Eltern heute an »Burnout«. Es dürfte deshalb nicht allein an der Menge oder der Art der Arbeit, sondern an der Interaktion zwischen Subjekt und Arbeitssituation liegen, die zu einem »Burnout« im Sinne anhaltender Erschöpfung führen mag. »Burnout« ist kein Privileg gestresster Vielarbeiter.

Drittens, als wie erschöpft ich mich erlebe und als wie belastend und »ungerecht« ich meine Arbeitssituation deute, hängt *auch* von meinen Erwartungen und Maßstäben ab. Ich glaube, dass unsere Erwartungen an unser individuelles Leben in den letzten Jahrzehnten in unserer individualistischen, auf Konsum ausgerichteten Gesellschaft ständig gestiegen sind und dass die Bewertungsmaßstäbe, die wir an uns selbst anlegen, deswegen oft unrealistisch hoch sind. Diejenigen, die an das »Glücksrezept« unserer Gesellschaft glauben, werden deshalb am Ende zu einem guten Teil enttäuscht auf der Strecke bleiben. Dass schnell laufende Maschinen geölt und gewartet werden müssen, sieht jeder ein. Wenn man selbst jedoch die Maschine ist, dann wird diese Regel häufig missachtet. *Viertens*, wenn »Burnout« eine Diagnose sein soll, dann fällt auf, dass die Betroffenen sich gerne selbst diagnostizieren. Als Psychiater lebt man mit dem Problem, dass

normalerweise das Gegenteil der Fall ist: Offenkundig psychisch Belastete und Gestörte haben wenig Neigung, psychiatrische Diagnosen zu akzeptieren. »Burnout« wäre somit eine merkwürdige psychische Störung: Sie ist paradoxerweise beliebt.

Ich glaube, dass die vier genannten Beobachtungen dafür sprechen, dass weniger die beklagten Verhältnisse als vielmehr veränderte soziale Diskurse für die aktuelle »Burnout«-Begeisterung verantwortlich sind. Meine »Burnout«-Skepsis hat darüber hinaus noch eine weitere, gesundheitspolitische Wurzel: Ich bin der Meinung, dass die Zunahme an affektiven Störungen auf das *Missverhältnis* zwischen unseren Erwartungen an die individuelle Leistungs- und Funktionsfähigkeit in einer Gesellschaft »toller Individuen« auf der einen und einem immer geringer werdenden sozialisatorischen Input bzw. abnehmendem sozialen Zusammenhalt auf der anderen Seite zurückzuführen ist. Wir versuchen in dieser Gesellschaft unser Lebensglück als Einzelkämpfer zu optimieren: Immer mehr Ergebnis soll mit immer weniger Einsatz generiert werden. Es ist jedoch an der Zeit, dass wir uns klarmachen, dass es für unsere effizienzorientierte Zivilisation auf Dauer ungünstig ist, wenn jeder selbst herausfinden muss, wie man eine Beziehung führt, Kinder erzieht und auf die Wechselfälle und Sackgassen des eigenen Lebensweges reagieren sollte. Die »Burnout«-Diskussion dieser Tage scheint mir keinen hilfreichen Beitrag zur Diskussion dieser Problematik zu liefern. Denn sie richtet ihr kritisches Augenmerk einseitig auf den Frust und die Belastungen in der Arbeitswelt, ohne die ontogenetischen und systemischen Bedingungen des Lebens der Betroffenen bzw. die »Kultur«, die maßgeblichen Einfluss auf diese Prozesse hat, in den Blick zu nehmen.

Lässt sich »Burnout« überhaupt objektiv diagnostizieren?

Viele wissen nicht, dass »Burnout« keine anerkannte Krankheit ist. Es handelt sich dabei um subjektive Leidenszustände des »totalen Erschöpfseins«, die nicht genauer spezifiziert werden und denen kein Krankheitswert zukommt. Es ist deshalb z. B. unzulässig, jemanden wegen eines »Burnout« krank zu schreiben. Im Bereich der Arbeits- und Organisationspsychologie gibt es seit langem Bemühungen, »Burnout« präzise zu definieren und mit Hilfe von Fragebögen zu messen. Diese Bemühungen sind jedoch nicht weit gediehen. Wenn ich als Klinikarzt nach einem 12-Stunden-Arbeitstag den bislang am häufigsten eingesetzten *Maslach-Burnout-Inventar* ausfülle, lässt sich bei mir ein mittelschweres bis schweres »Burnout« feststellen. Falls ich danach nicht den Fehler mache, auszugehen und Wein zu trinken, ist dieses »Burnout« am nächsten Morgen verschwunden.

Kurz: »Burnout« ist ein subjektiv leidvoller Erschöpfungszustand, der nicht anhand prüfbarer operationalisierter Kriterien definiert ist und sich deswegen auch nicht valide messen lässt. Die Erhebungen, die als sensationelle Meldungen durch die Medien gereicht werden, sind daher bedenklich.

Warum sind wir »lieber« ausgebrannt als beispielsweise depressiv?

Die Diagnose einer psychischen Störung wird nach wie vor als stigmatisierend erlebt. Wenn von »Depressionen«, »Angststörungen« oder »Essstörungen« die Rede ist, dann unterstellen wir individuelle Defizite, individuelles Fehlverhalten und Versagen und damit individuelle Schuld und Verantwortung. Da niemand als defizitärer Versager, unfähiger Problemlöser und an seinem Unglück selbst Schuldiger dastehen möchte, sind uns psychiatrische Etikettierungen unangenehm.

Das kognitive Modell, das dem Verständnis von »Burnout« zugrunde liegt, scheint dementsprechend ein anderes zu sein: Wer ein »Burnout« erlebt, ist zum Opfer widriger Umstände geworden. Die Ursachen des »Burnout« sind nicht durch eigene Defizite und Fehler begründet. Im Gegenteil: Gerade Engagierte, von hohem Ethos Getriebene werden an der Berufsfront verheizt, ohne auf diese missliche Situation Einfluss nehmen zu können. »Nur wer brennt, kann schließlich auch ausbrennen.« Dementsprechend wird die Selbstdiagnose »Burnout« nicht als stigmatisierend erlebt. Ich habe wiederholt Fälle erlebt, die mit einem gewissen Stolz über ihr »Burnout« berichtet haben.

Für diese Beobachtungen sprechen auch die autobiografischen Einlassungen Prominenter in Büchern und Talkshows. Sven Hannawald z. B., der einst weltweit erfolgreichste Skispringer, berichtete auf einer Pressekonferenz des letzten Jahreskongresses der Deutschen Psychiater freimütig von seinem vermeintlichen »Burnout«. Dass der Betroffene für acht oder mehr Wochen wegen einer Depression und eines anorektischen Syndroms in einer psychiatrischen Klinik behandelt werden musste, nachdem er Unerreichbares mit untauglichen Mitteln zu erreichen versucht hatte, wurde sowohl von den Veranstaltern als auch ihrem Ehrengast Hannawald geflissentlich übersehen. Dieses Beispiel wirft ein Licht auf die immer stärker werdende Interessenskollusion von Betroffenen, Psychiatern und Medien in Sachen »Burnout«, die es meines Erachtens dringend aufzudecken gilt.

Woher stammt eigentlich der Begriff »Burnout« – hinter dem sich ja ein drastisches Bild verbirgt?

Der Erstbeschreiber und Namensgeber, der Psychoanalytiker Herbert Freudenberger, arbeitete im New York der frühen siebziger Jahre an einer »Free

INDES

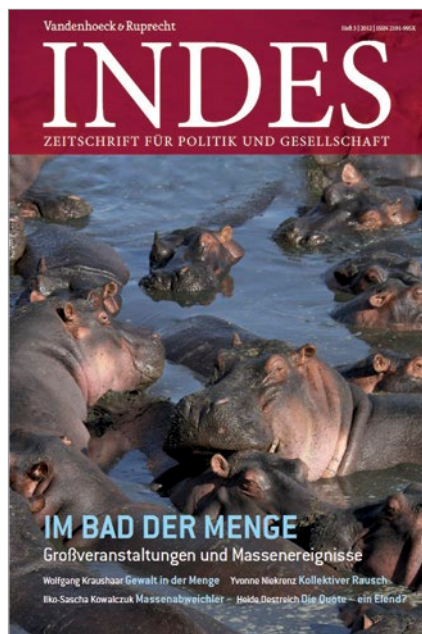
Die Zeitschrift für Politik und Gesellschaft



Über Grenzen

Indes 2012 Jg. 1 Heft 04
2012. 160 Seiten, kartoniert
€ 16,95 D
ISBN 978-3-525-80001-0
E-Book ISBN 978-3-647-80001-1

Nie zuvor in der Geschichte scheint ein Gemeinwesen so schrankenlos gewesen zu sein wie die Gegenwartsgesellschaft. Leben wir also in einer grenzenlosen Gesellschaft, sind Grenzen Phänomene der Vergangenheit? Oder bestehen Grenzziehungen unverändert fort, werden gar neue errichtet? Die »Grenzen des Wachstums« etwa haben im Licht eines forcierten Klimawandels neue Aktualität erfahren. Sind Grenzen per se negativ, können Menschen überhaupt ohne Grenzen leben? Oder besitzen sie womöglich auch eine friedensstiftende Funktion, entstanden nicht auch einige der produktivsten Ideen durch Abgrenzungen?



Im Bad der Menge

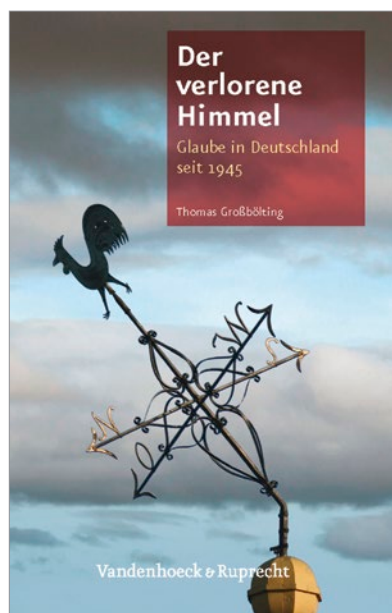
Indes 2012 Jg. 1 Heft 03
2012. 158 Seiten, kartoniert
€ 16,95 D
ISBN 978-3-525-80000-3
E-Book ISBN 978-3-647-80000-4

»Westliche« Gegenwartsgesellschaften verstehen sich in der Regel als plural und individualisiert. Die »Masse« versinnbildlicht hingegen autoritäre Regime bzw. eine Vergangenheit, von der man sich abgrenzt. So wundert es nicht, dass sich in diesem Heft historisch ausgerichtete Beiträge finden: zu politischen Protesten, Protestorten und Protestorganisationen im 20. Jahrhundert. Allerdings treten Massenzusammenkünfte auch heute noch auf. Dies wird in weiteren Beiträgen deutlich, die von Karnevalssumzügen, Fußballveranstaltungen, Flash Mobs, Stuttgart 21, der Occupy-Bewegung oder dem Arabischen Frühling handeln.



Das Standardwerk zum gelebten Glauben in Deutschland seit 1945

V&R



Thomas Großbölting

Der verlorene Himmel

Glaube in Deutschland seit 1945

2013. 320 Seiten mit 6 Abb., gebunden

€ 29,99 D

ISBN 978-3-525-30040-4

E-Book ISBN 978-3-647-30040-5

Das Buch beschreibt die Entwicklung von Religion und kirchlicher Praxis in Deutschland. Diese konfliktreiche Geschichte rückt die Frage nach der zukünftigen Bedeutung von Religion in unserer Gesellschaft in ein neues Licht.

Die Kirchen in Deutschland leeren sich, die Zahl der Getauften nimmt stetig ab. Immer weniger Menschen wollen Pfarrer oder Priester werden. Dennoch ist die Vorstellung vom Verschwinden der Religion und Frömmigkeit nicht haltbar. Ein populärreligiöser Markt boomt, und spirituelle Ratgeber werden als Lebenshelfer konsultiert. Wie lassen sich diese anscheinend widersprüchlichen Entwicklungen erklären? Welche Konsequenzen ergeben sich für unsere religiösen Gemeinschaften? Thomas Großbölting antwortet hierzu umfassend und in erzählerischem Ton. Ein unverzichtbares Buch für jeden an Religion interessierten Leser.

ISBN: 978-3-525-80002-7



Vandenhoeck & Ruprecht